

Deine Neue Tochter

An „Catherine de la Roca d'Albera“

Under der linden
An der heide,
dâ unser zweier bette was,
dâ muget ir vinden
schône beide
gebrochen bluomen unde gras.
Vor dem walde in einem tal,
tandaradei,
schône sanc diu nahtegal.

Ich kam gegange
zuo der ouwe,
dô was mîn friedel komen ê.
Dâ wart ich enpfangen,
hêre frouwe,
daz ich bin saelic iemer mê.
Kuster mich? Wol tûsentstunt:
tandaradei,
seht, wie rôt mir ist der munt.

Dô het er gemachet
alsô rîche
von bluomen eine bettestat.
des wirt noch gelachet
inneclîche,
kumt iemen an daz selbe pfat.
Bî den rôsen er wohl mac,
tandaradei,
merken, wâ mirz houbet lac.

Daz er bî mir laege,
wessez iemen
(nû enwelle got!), sô schamt ich mich.
Wes er mit mir pflaege,
niemer niemen
bevinde daz, wan er und ich,
und ein kleinez vogellîn –
tandaradei,
daz mac wol getriuwe sîn.

Walther von der Vogelweide, um 1170 bis um 1230

Von einer wie ihr wird nichts mehr gefordert. Weil sie wirklich niemandem mehr etwas zu bieten hat. Nie wird sie gedrängt, das Geringste zu leisten, ausser durch ihre eigenen banalsten Bedürfnisse. Nur in deren Not bekümmert sie sich. Scheisse, früh morgens schon, wenn hier viele noch im eigenen Bett liegen, lastet das Gewicht des Seins wie Blei auf ihren Schultern. Schon allein aufzustehen in dieser Ungewissheit, kristallisiert den Schmerz in ihren Gelenken. Erwachen fällt dagegen nicht schwer im Schnauben und Wiehern der Müllabfuhr, gefolgt vom lauten Klatschen auffliegender Tauben. Sie fliegen längs über den Breitenplatz, Alissas zuhause. Über diesem rosskastaniengesäumten Platz beginnt jeden Montagmorgen für irgendeine eine neue Zeitrechnung, irgendwann zwischen dem ersten einfahrenden Zug und den letzten Kaffeepausen des Vormittags. Jede Woche aufs Neue mischt sich unauffällig eine Gestalt unter die Menge, zwischen die ersten Mantelträger oder die später vorbeiziehenden Väter mit Kinderwagen. Wie alle andern schreitet die neue Gestalt vom Bahnhof in die Geschäftsviertel, tritt eine neue Stelle, ein neues Praktikum, ein neues Leben an. Jede Woche beobachten zwei helle Augen die Marschierenden, die Schlendernden, zuletzt die Eilenden unter den immer neu beginnenden Zeitrechnungen für diejenigen, die auf dem Weg ins Zentrum hinauf Tritt fassen. Alissa beäugt das alles schon lange, aber ihre müden Blicke wachen wieder aufmerksamer über dem Platz. Bis letzte Woche liess sie das Treiben hier kalt. Heute morgen jedoch wirkt ihr Blick warm, weit über die Treppen empor schaut sie in die Gassen der Altstadt. Erwartungsvoll dreht sie sich nach den Bahnsteigen und Unterführungen um. Auf Alissas Holzbank zählt die Zeit seit langem zum ersten Mal wieder etwas und zwar die Sekunden. Wenn das Ziffernblatt an der Kirche mit seinem Stundenzeiger bis anhin wohlwollend die Minute verheimlichte, scheint es heute nötig, die Welt samt Ziffernblatt gegen den Zeiger zurück zudrehen, um endlich sieben Uhr zu erleben. Wo ist sie, die unauffällige Gestalt? Nie zuvor überquerte sie den Breitenplatz und auch nie danach, zumindest nicht während Alissa hier wachte. Dieser beige Mantel, sich durch die spitzen Ellbogen zwängend. Dieses fröhliche Grinsen durch die breiten Schultern huschend. Nach einem Dutzend Ellbogenpaaren erhaschte Alissa einen letzten Blick ihres Schatzes. Über ihre Schulter hinauf in die Baumkronen schaute sie, ihre Tochter, zurück in ihrer Stadt.

Alissa kennt keine Hirngespinnste, mal sicher morgens nicht. Sie war es. Doch heute kommt sie wieder nicht, dann ein andermal, Sophia. Mit gestrecktem Mittel- und Ringfinger streicht sie ihre seichten Stirnfalten glatt. Ein andermal. Es sei denn, Sophia lief hinter den

Schulterpolstern der Frischrasierten unter den Linden. Also von hier hinter ihnen - von ihr aus daneben und dann würde sie sich von diesen Schlipsträgern bestimmt nicht überholen lassen. Kurzbeinig würde sie neben ihnen herlaufen, das ist sicher. Sie würde von hier aus unsichtbar bleiben. Sich für einen besseren Ausblick drüben beim Brunnen niederzulassen, lohnt sich alleweil. Doch, das ist eine Idee. Die jungen Herrschaften warten dort wahrscheinlich seit Urzeiten mit Blumen auf ihre Liebsten und werfen Münzen in den Trog oder besser noch in Alissas Mütze. In Aufbruchsstimmung sieht sie sich nach ihrem Rad um, doch hinterm versilberten Holz ihrer Bank liegen nur noch ihre Handschuhe auf dem Boden, die sie mit viel Mühe und viel Klebstreifen an den Lenker klebte. Alissa würde gerne zum ersten Mal heute weinen, aber dafür ist es noch zu früh, nachmittags vielleicht. Eine der kleinsten Welten im Bahnhofviertel bricht zusammen. Eine Umlaufbahn bleibt übrig, die sie zwischen den Bahngleisen und dem Denner Satellit in der Nachtigalstrasse kreisen lässt - weiter kommt sie nicht mit ihren schmerzenden Füßen. Welche Jugend lässt ihr ihre Handschuhe, damit sie nicht friert, ihr Leid noch etwas länger fristet. Diese Ungerechtigkeit, dieser Diebstahl, ihr blutet das Herz. Über den Platz zum Brunnen gehinkt, trifft sie auf andere Obdachlose, darunter Marie aus Kamerun, die sie wegen ihrer ähnlichen Gestalt Schwesterchen nennt. Vielleicht hat auch Marie damit angefangen. Sie verbringen einen sonnigen Nachmittag zusammen, abends ziehen sie sich weiter in den Park nebenan zurück. Alles Elend vergessen, der Weltschmerz brennt nicht mehr; weder was war, noch was morgen kommt. Weiss sowieso keine was eine erwartet, da hat es keinen Wert, weiter zu planen. Doch wieder dieser Traum, nachdem weiterschlafen ein Wunsch bleibt. Es könnte alles schlimmer sein, immerhin spannt sich mit ihrem Zelt eine Art Dach über ihr schweissnasses Haupt. Ein Griff, klick, Taschenlampe an. Von aussen leuchten schmale Spalten des Aussenzelts rot und blau, alles Übrige hat Alissa mit einem Resten schwarzer Farbe von innen gestrichen, direkt aufs Textil. Damit sieht nicht gleich jeder ihre Silhouette, wenn sie abends ihre Taschenlampe am Innenzelt aufhängt. Ihre grau melierten Locken leuchten im künstlichen Sternenlicht ihres Firmaments. Sie schaut in ihre offenen Hände und versucht den Traum zu Ende zu denken, damit er ihr nicht wieder erscheine. Die Nacht zu jung, um wach aufs Morgengrauen zu warten, erinnert sich Alissa an einen purpurnen Hintergrund und davor an Vassils fahles Gesicht, wie er damals aussah. Alles ist gesagt, er sieht sie an, es ist der Augenblick des Abschieds. Alissa fühlt ihre Augen in Tränen untergehen. Nein, diesen Traum kann sie nicht zu Ende träumen. Sie streckt sich in ihrem Schlafsack, so dass ihre Locken an der Zeltwand knistern, da berührt jemand von aussen das Zelt. Vor Melancholie unerschrocken öffnet sie den Reissverschluss und erspät einen jungen Mann. Alissa erkennt in seinen Zügen prompt etwas von ihrem ehemaligen Geliebten. Mit einer roten Rose in der einen Hand, einer Flasche Wein in der anderen, streckt er ihr seine Arme entgegen. Er meint, der Tropfen solle ein Guter sein, worauf ihm

Alissa entgegnet, er werde sich schon trinken lassen. Er senkt sich in die Hocke und erklärt, er habe vorhin einen Korb gekriegt und wollte so ihr die Freude einer Blume schenken. Sehr gerne nimmt sie das Geschenk an. Alles ein bisschen komisch zwar, aber gut. Sie zerplückt die verschlossene Knospe und verteilt die Petalen über ihrem Schlafsack, wo ihr Kopf liegt. So soll ihr Duft ihr Kissen parfümieren, lässt sie ihn wissen. Sie setzen sich auf einen Schluck. Er erzählt ihr seine Geschichte, nichts aussergewöhnliches. Allerdings habe er noch nie eine abgekriegt, noch nie Sex gehabt in irgendeiner Form, keinen Kuss habe er geküsst. Und er stellte sich offenbar auch heute nicht überzeugend an bei seiner Angebeteten. Dort, er solle es sich doch im Ostflügel bequem machen, beide lachen, kommen sich näher und schenken sich schliesslich tausend saure Rotweinküsse.

II

Du kannst nicht im Park pennen, ohne dass ringsum jede deinen Alltag kennt. Marie muss den jungen Herren früh morgens davon ziehen gesehen haben. Später als Alissa am Brunnen unter der Linde ankommt, klopf sich Marie auf die Schenkel und grinst dabei so ansteckend, dass daran die Krähen kichern, die Sonne erscheint und der Pendler Ohrwürmer über die Lippen pfeifen. Diese Jugend, beginnt Alissa, um abzulenken, unglaublich, diese Kinder heute, was die alles liegen liessen und fährt ein brandneues Trottinette vor. Marie zeigt sich moderat beeindruckt und Alissa fühlt sich erleichtert, dass Schwesterchen letzte Nacht nicht zum Thema macht. Nicht mehr für viel, aber dafür würde sie sich schämen, wüssten die wenigen davon, die beim Breitenplatz verweilen und offen von Bank zu Bank miteinander plaudern, als wären sie bei sich zuhause, weil sie es sind. „Hübsches Trottinette“, richtet sich Marie an Alissa und setzt sich rüber neben sie an den Brunnen, den die frühe Sonne mit ihren ersten Strahlen unter dem Kronendach verwöhnt. „Die hätten dir wohl auch die Handschuhe mitgehen lassen, wäre es nicht auch schon so mild in der Nacht, und wenn ich sage, es sei mild, will das doch was heissen, nicht?“, fährt Marie fort.

„Hast du auch geträumt? Die ganze Nacht hab ich geträumt, von allen Anfängen, Alissa, bis ich nicht mehr wusste, wo mir der Kopf war und zwischendurch, wenn ich aufwachte, sang die Nachtigall wieder ihre Lieder. Wer weiss, vielleicht flog sie letztens aus meiner Heimat an, um mir meine Erinnerungen zurück zubringen und unter deutschen Schutz meiner neuen Heimat zu stellen. So geht mir hier meine Vergangenheit jedenfalls nicht verloren und ich erkenne mich noch klarer als unter den Meinigen“, erzählt sie lächelnd weiter. Alissa versteht nicht genau, was sie damit sagen will, schräger Vogel, auch von anderem Gefieder erzählt sie noch etwas oder es ist dieselbe Geschichte in einer anderen Ebene, die vielleicht etwas

mit Erkenntnis und Existenz zu tun haben soll. Jedenfalls ist aus Marie nicht mal morgens schlau zu werden, wenigstens gut aufgelegt heute, auch ein schöner Tag. Alissa schaut sich wieder in der Flut an Pendlern um, die über den Platz vor dem Bahnhofspark die Treppen hochsteigt, später wieder abebbt. Wieder nichts heute, Sophia, ihr Herz, bleibt verschollen. Es kann sich als eine Herausforderung erweisen, da irgendwelchen Anekdoten über Eulen und Spatzen zu zuhören. Wird bestimmt ihre charismatische Art sein, um den heissen Brei herum zu reden, nicht zugeben zu müssen, dass sie heute früh vorbei tapste, als der Junge das Weite suchte. Mit müder Hand bietet sie Marie eine Zigarette an, dann rauchen sie eine zusammen. Sie mag das ruhig wissen und braucht auch nicht neidisch sein, ging ihr ein mässiger Fisch ins Netz. Ja, sie hat es eben manchmal immer noch drauf, ganz einfach. Besser aber, es weiss sonst keiner davon. Wie am Küchentisch plaudern sie beide über die Köpfe der Passanten hinweg, sprechen einzelne um eine milde Gabe an. Zielstrebig steuert Alissa zwei Frauen in teurer Mode an und bittet sie eingebettet in einer charmanten Bemerkung über ihre Designertaschen um ein wenig Kleingeld. Dann trödelt sie die Körperhaltung der beiden Frauen nachäffend zum Brunnen zurück, schmeisst ihren Zigarettenstummel in die leere Aludose auf dem Boden und resümiert, die seien heutzutage echt schizo drauf die jungen Karriereleute. Die eine habe zwar schon Humor verstanden, die andere aber gar nichts. „Komm hier auf die Bank. Lass uns ein wenig Vitamin D tanken“, dabei tätschelt Marie das besonnte Holz neben ihr. Zuerst Marie, dann zieht auch Alissa ihr Oberteil hoch, klemmt es unter ihren Brüsten ein und lässt sich geschlossener Augen wärmen. Beide sitzen sie dann auf dem versilberten Holz, ein grosser schwarzer Bauch und ein grosser weisser.

III

Am folgenden Vormittag erspäht Alissa in den vielen Passanten ihre Tochter Sophia, versucht sie mit Hilfe ihres Trottinettes einzuholen, was ihr aber misslingt, da sie zum Fuss der Treppen von einer Gruppe Schülerinnen zur Rede gestellt wird. Die älteste Schülerin verlangt das Trottinette ihrer Mitschülerin zurück und führt auch gleich aus, weshalb es sich beim umstrittenen Objekt bestimmt um das von ihrer Freundin individuell gestaltete Exemplar handle. Mit suchend aufsteigenden Blicken, wehrt Alissa die Schülerinnen ab, sie habe für solchen Mist keine Zeit und verwirft die Hände. Die mutmassliche Diebin spiegelt dann die verschränkten Arme der Bestohlenen und fordert sie auf, sich doch selbst zu Wort zu melden, oder die Treppe frei zugeben. Als die Wortführerin der Schülerinnen darauf vergebens Alissa von der Treppe abhalten will, warnt sie diese, sie sei Kampfsportlerin und

noch bevor Alissa Luft geholt hat, um darüber kräftig zu lachen verpasst ihr die Schülerin einen linken Haken in die Leber. Eilig rauschen die Kinder samt Trottinette davon. Ab dem erstaunlich harten Schlag in die Knie gesunken, setzt sich Alissa auf die zweite Stufe der Bank. Sicherlich würde ihr Schwesterchen darüber lauthals lachen und mit irgend einer Fabel einer Eule oder was auch immer ankommen. Was für eine Schande, diese Jugend, keinen Respekt vor dem Alter. Dieses Stechen, dieser Schmerz. Das hier könnte das Ende sein, das Ende dieser elenden Suche. Was für eine Welt, wo die Kinder am helllichten Tag der Gewalt gegenüber Schwächeren frönen. Alles könnte hier ein Ende nehmen, einfach alles, wie sie es damals beinahe selbst nahm. Nur damals frönten die Kinder noch nachts der Gewalt. Wie üblich trieben sich die Unbeaufsichtigten des Ostbezirks stadtseitig des Lerchenfelds auf dem Areal des Güterbahnhofs herum. Alissa erinnert sich an quietschende Güterzugbremsen, an rauschende Gleise, an den Bahnschotter unter ihren Füßen und dann an die schweigende Nacht. Wer das Ding anschleppte, weiss sie nicht. Auf jede wurde mal gezielt, jede in der Runde unter nervösem Gekicher der gerade verschonten bedroht. Der Jüngste der Söhne des Schulabwarts riss sie seinem Bruder aus der Hand und hielt sie Alissa ins Gesicht. Sie schloss ihre Augen im grellen Licht eines Kandelabers über ihren Köpfen. Sie spürte die unbändige Anspannung in der Gruppe, sicher musste sie sich jetzt in irgend einer Weise behaupten als jüngste von allen, als die, die oft nur so tat, als wüsste sie, wovon die älteren Kinder bereits sprachen. „Komm, nimm ihn selbst in die Hand“, sagte der Junge wie in der Hauptrolle einer billigen Seifenoper, „komm, ist nur 'ne kleine Mutprobe, weiter nichts.“ Alissa legte blind ihre kleinen Hände über die seinigen, da fuhr er mit von der Meute angestachelt spitzer Zunge fort: „Du setzt dir bloss ein' kleinen Schuss, weiter nichts.“ Die Runde verstummte ob der Anspannung dieses Ereignisses. Wie vom Kuhreigen angelocktes Vieh standen die Kinder im Laternenlicht. „Davon stirbt heute keiner mehr, weißt du, aber hast du dich schon mal gefragt, wieso es so viele Erwachsene immer wieder tun? Es geht alles so schnell, weißt du, davon wirst du gar keine Schmerzen mehr fühlen. Du wirst schlagartig eine Wärme im ganzen Körper empfinden, wärmer als du sonst je haben wirst, dein ganzes Leben lang.“ Alissa biss auf die Zähne. „Im schlimmsten Fall bleibt dir ein drittes Loch in der Nase, nichts Wildes, meine Kleine. Oder noch besser, bloss ein bisschen Nasenbluten.“ Sein Bruder lachte zweisilbig, dann herrschte Totenstille auf dem Güterbahnhof.

Alissa öffnet den Mund, schliesst die Augen und gähnt. Auf der Treppe bahnt sich jede volle Stunde reges Treiben zyklisch seinen Weg vom Bahnhof in die Altstadt hinauf und umgekehrt. Mit gestreckten Fingern streicht sie sich den Schweiß von der Stirn in ihren Haaransatz. Dann kreist sie mit dem Daumen über die nassen Fingerkuppen.

Vielleicht ist es auch besser so. Vielleicht soll das ihr Ende sein. Zumindest kennt sie sonst keine mehr hier von früher. Keine alten Bekanntschaften, vor denen sie sich rechtfertigen, oder lieber verstecken würde. Und auch ihrem Herzen, ihrer Sophia, wäre sich zu öffnen schwierig gewesen. Ihr zu erklären, dass sie mit ihrem Zelt nicht in den südlichen Pyrenäen nach Kristallen strahlend durch die mediterranen Landschaften pilgert, sondern hier im Park zwischen anderen Obdachlosen, Hunden und Flöhen nächtigt. Schwieriger noch ihr zu gestehen, wie es soweit gekommen ist. Ihre Tochter gezielt aufzuspüren, würde eine minutiöse Arbeit, Zeit und Geld erfordern, dann sollte es kein Problem sein. Eine kurze Geschichte für einen Nachrichtendienst. Aber nun - wieso gegen jede Fügung ankämpfen, wieso planen, wenn es sowieso anders kommen soll. Es ist wohl am besten, wie es ist. Resigniert, bemüht sich Alissa die letzten bekannten Gesichtszüge ihrer Tochter zu vergessen, das Bild ihres Profils in der Menschenmenge loszulassen. In dem Augenblick bedeckt sie von vorn hoch ein Schatten. „Na, gut geschlafen?“, fragt die dunkle Silhouette, eine offene Hand nach ihr ausstreckend. Alissa erkennt in brennenden Sonnenstrahlen Vassils junges Ebenbild. Hinter ihm streckt sich ein weiterer Schatten in die Sonne; ein übergrosser Geigenkoffer, der seinen Meister schwarz glänzend überragt. „Schon zu spät für nen klein Kaffee?“ Sein Blick lässt sie im Innersten erweichen und in der Art, wie sie kopfschüttelnd verneint, offenbart sich für eine Sekunde ihr ganzes Alter. Er hilft ihr auf die Beine, dann Stufe für Stufe die Treppe hoch. Sein tatsächlicher Name ist ihr entfallen, ihr Vassili, wie sie ihn deshalb nennt, zeigt zu ihrem Erstaunen kein Anzeichen von Scham, sie durch die Schlipsträger in die Altstadt hoch zuschleppen und keine Reue für letzte Nacht. Dem jungen Herren könnte Alissas wiederholtes Bedanken übertrieben vorkommen, wenn nicht taktlos. So schweigt sie abrupt und belässt es beim sporadischen Seufzer von Tritt zu Tritt. „Mach ich etwa zu schnell?“ lacht er sie an, „stell dir vor, das gestern mit der anderen war gar kein Korb, kein echter jedenfalls. Ich kann dir gar nicht sagen, wie glücklich ich bin. Da war bloss ein kleines Missverständnis zwischen uns, eine kleine Sache, die geklärt werden musste und jetzt, stell dir vor, treffen wir uns später zum Essen im Secondo. Was schaust du mich so an, ich hab dir doch gestern davon erzählt – weshalb ich mit Blumen vor deinem Zelt stand?“ Seufzend nickt Alissa weich, ja bestimmt erinnere sie sich. Auf halbem Weg nach oben überbort er vor Euphorie. „Kannst du das glauben? Sie ist die Liebe meines Lebens, da bin ich mir sicher.“ So erstaunt wie sie sich fühlt, so erfreut zeigt sich Alissa darüber und will weiter wissen, was er denn da am Rücken trage. „Was ich da schultere? Nun, ein Cello, kannst du dich echt nicht mehr an unser Gespräch gestern Nacht erinnern?“ Mittlerweile käme ihr ein Kaffee sehr gelegen. Zum voraus bedankt sie sich nochmals dafür, doch doch, er spiele Cello, ein interessantes Instrument, ein ausgesprochen maskulines dazu. „Also Cello spiele ich gerne, aber ich hab dir doch erzählt, dass ich Instrumentenbauer bin, oder nicht? – maskulin, echt, findest du?“ Auf der Terrasse des

Cafés Pashtun in der oberen Hauptgasse schauen beide in ihre Tassen. Nachdem Alissa die halbe Tasse getrunken hat, fragt sie nach einem zweiten Zuckerwürfel während sich ihr Gegenüber noch keinen Schluck aus der zum Rand gefüllten Tasse genehmigt hat. Sein überschwappendes Glück dringt in regelmässigen Zuckungen über seine Lippen. Er kann sich wohl kaum verkneifen, gerade heraus zulachen über die Fügungen seines Schicksals. „Dieses Cello hier“, er berührt den liegenden Kasten, „habe ich nicht selbst gebaut, ich wünschte es wäre von mir, Geldsorgen hätte ich dann keine mehr. Es sind nur Steg und Klangstab, die ich für meine Angebetete richten durfte.“ Bei diesen Worten leuchten seine kleinen Augen über den hohen Wangen. „Noch kenne ich kaum Ausdrücke für dieses Blau ihrer Iris, wovon selbst dieser wolkenlose Himmel neidisch verhalten spricht. Schau mal, so sieht sie aus, hab ich nicht wahnsinnig Glück gehabt?“ Übers Bild hochschauend hält sich Alissa ihre Hand ans Herz und fragt, wo er sie kennengelernt habe. Dann fällt sie ihm abwesend ins Wort und bietet an, an der Bar für ihn bezahlen zugehen, er komme sonst noch zu spät zu seiner Verabredung. Auf des Jungen Bild hat sie ihre Tochter erkannt. Wortlos nimmt sie den Schein des jungen Mannes entgegen und verschwindet zur Bar. Ihre einzige Tochter, ihre Sophia. Zurück am runden Tischchen steckt sie sich eine Zigarette an. Ihre Sophia, Ihr Herz in den Händen ihres Liebhabers. „Hast du bezahlen können?“ Irgendwie wird das schon gehen, wenn sie bloss das Schicksal behüte, einander zu dritt über den Weg zu laufen, sie würde sich so schämen. „Wollen wir dann mal?“ Es bliebe nur noch herauszufinden, wie er sie zu Sophia bringen könnte. Nur eine Telefonnummer, nur eine Strasse müsste sie von ihm aufschnappen, irgend einen Anhaltspunkt über ihr Verbleiben. „Hat es eigentlich nichts auf den Zwanziger herausgegeben?“ Am einfachsten wäre es doch, sie würde ihm gleich zu seiner Verabredung folgen, deren Verleben abwarten, um ihr auf ihrem Heimweg alleine zufällig über den Weg zu laufen. Die Kippen, die Kippen habe sie sich mit dem Restgeld gegönnt. „Und davon der Rest, Trinkgeld?“ Es dürfte für sie bestimmt eine Herausforderung werden, sich mit ihren schmerzenden Knöcheln an seine Versen zu heften. Aber sie sieht darin ihre grosse Chance, ihre Augen werden feucht, sie fühlt ihr Herz schlagen. „Echt jetzt? Also dann, ich wünsche dir ein schönes Leben.“

Die Jungen Männer heutzutage, sensibler denn je, fast schon wetterfühlig, schrecken Alissa in solchen Begegnungen ab. Ihr dämmert es ab dem Korb, den der Junge erhielt. Schon richtig, ihre Sophia sollte sich auch nicht als zu leicht zu haben zeigen. Bald verliert Alissa den davonstürzenden jungen Mann aus den Augen. Sein Cello am Rücken thront noch eine Weile über den schlendernden Touristen in der engen Gasse. Auch wenn sie nacheilt, bemüht sie sich, nicht zu hinken, was je schneller sie geht, umso schmerzhafter wird. Nach kurzer Zeit gibt sie die Verfolgung auf. Nur noch auf dem Hintern vermag sie die Treppe von der Altstadt zum Breitenplatz herunter zusteigen. Sie erwartet von niemandem etwas, von niemandem, dass er ihr, jetzt wo alles schmerzt, hilft. Aber die gleichgültigen wie die hilflosen

Blicke der Vorübergehenden beschämen sie gleichermassen. Auf all das verkriecht sie sich zuhinterst im Park, auf dass sie bloss niemand finde, nicht einmal Marie. Schon nachmittags verschanzt sie sich in ihrem Zelt, erschöpft dem Wind lauschend, der die Schatten des Lindenlaubs über das verdunkelte Zeltdach tanzen lässt. Neben ihr steht auf wackligem Grund eine Aludose, eine der letzten, doch ihren Vorrat vermag sie heute nicht mehr aufzustoeken, nicht einmal auf die Beine schafft sie es heute mehr.

Wem Zelten ein Begriff ist, versteht sich darauf, zu Gunsten von Sichtschutz jeder akustischen Intimität zu entbehren. Umso mehr, da aus dem Zeltinnern niemandes Herantreten beobachtet werden kann. Das mag mitunter der Grund sein, das nach den üblichen zwei Wochen Ferien auf allen Zeltplätzen weltweit jede der anderen Gäste Treue beziehungsweise Untreue durch die abendlichen Auseinandersetzungen mitbekommen hat. So verzichtet auch Alissa auf ihre ersehnte Ruhe, wenn sie im ringhörigsten Fetzen Stoff weit und breit daliegt. Bezüglich Zeltplätzen hält sie sich aus beidem schon lange raus; aus Beziehungen wie aus Ferien. Und wenn ihr jetzt Spaziergänger im Park auf die Nerven gehen, dann stöhnt sie laut und spricht etwas vor sich hin, dermassen qualvoll gehaucht, dass es manche Vorübergehende kaum als Lamentieren wahrnehmen und eher als Psychose. Knallköpfe. Denen da draussen zu fühlen zu geben, wie sehr sie leide; sie nicht davonkommen zu lassen, ohne ihnen ihr Leid mitaufzubürden, gibt Alissa ein Gefühl von machtvолlem Trost. Nach vielem Husten, Röcheln und sonstigen emotionalen Auswürfen, die weder mit Gicht im Sprunggelenk noch mit Polyarthrits viel zu tun haben, schwebt sie hinüber ins Land der Träume; dem Land, wo sie Touristin bleibt und sich wünscht, von den Einheimischen möglichst lange nicht als solche entlarvt zu werden. Das klappt nicht lange, Vassil lässt alles auffliegen. Er sagt etwas in seiner fremden Sprache, das sie nicht verstehen kann als Beweis, dass sie nicht zu den Ansässigen gehört. Sie gehört nicht hierhin. Sogar in der Fremde des Schlafs hört sie sich durch ihr kleines Zuhause schreien. Sie bekommt Heimweh. Sehnsüchtig schaut sie über Vassils jugendliche Wangen. Wieder spricht er, doch diesmal ihre liebsten Worte, die ersten, die sie damals lernte, als sie sich zum ersten Mal angekommen fühlte. Ganz heimisch geworden in der Ferne spricht Vassil vollmundig von Liebe, Kunst und Musik in allen Farben seiner Sprachbilder; Alissas Gemüt bekömmlich in vollkommener Verständlichkeit. Er spricht nicht wie so oft von Abschied, nein, von der Ankunft, vom Gefühl gegenseitigen Genügens. Für einmal kein Albtraum also. Vassil schweift aus, wie er es sonst nicht zu tun pflegte. Sogar das grösste Wort nimmt er in den Mund. Sie spürt ihren inneren Widerstand, seinem Gerede nicht auf Anhieb zu verfallen. Ohnehin muss dies ein Traum sein, wie seine Stimme auch übertrieben tief klingt, so als wäre sie in ihr drin. Nun schwärmt er von der Komposition des schönsten aller Körper; von den zierlichsten Haarwirbeln bis zur hinreissendsten Schnecke. Merkwürdige Wortwahl. Alissas Gedankenstrom mäandriert zur Ansicht, alle Träume seien nur mühsam zu deuten,

wenn überhaupt. Dann lauscht sie wieder der Stimme, die am Hals entlang in höhere Lagen steigt, in ihr vibriert und kitzelt. Fast erwacht sie, als sie sich daran zur Seite dreht. Ihr seichter Schlaf treibt sie weiter in die Untiefen ihres Unterbewusstseins, der kleinste Schrecken liesse sie hier aus ihren Träumen auftauchen. Die honigsüsse Stimme Vassils redet davon, ihr die Decke runterzuziehen, sie flach auf den Boden zu drücken und den Stimmstock in seinen Händen ganz ans geliebte Herz zu führen. Ab diesen Worten erwacht Alissa verwirrt und von Kopf- und Gliederschmerzen geplagt. Draussen ist bereits dunkel. Sie glaubt, es sei niemand mehr im Park unterwegs, den sie mit ihrem lamentierenden Keuchen behelligen könnte. Wenigstens sei dieser neuerliche Traum vorbei. Doch so sehr sie sich bei Sinnen fühlt, sich sogar unter Schmerzen ins Sitzen aufrichtet, die Stimme aus dem Traum verschwindet nicht. Unweit neben ihrem Zelt unter der Linde raschelt es im Gras. Ein leichter abendlicher Fallwind reiht flüsternd Silben zu ganzen Phrasen aneinander. In der Linde stöhnt das Druckholz knarzend antwortender Äste. Da hört sie ihn wieder, der Junge von gestern Abend wieder hier, diesmal mit seiner Angebeteten, nein, mit ihrer Sophia. Allem Anschein nach hat sie bei ihm angebissen, so kichert sie etwa nach jedem zweiten seiner undeutlich genuschelten Sätze. Motiviert greift er wie gestern ein Thema auf, dreht und wendet es, leiert ihr das süsseste Kompliment in vielfältigen Variationen vor, greift es kurzum wieder auf und steigert seine Sprachmelodie wie vordere Nacht zum gänzlich wortlosen Klang, wohl direkt in ihre Ohrmuschel konzertiert, und zieht seine Angebetete mit fordernder Zuneigung an Land. Alissa schämt sich so. Wenn ihre Tochter bloss wüsste, dass er und sie vergangene Nacht hier lagen, dass sie selber augenblicklich hier liegt und wie die Vögel im Gebüsch alles mitanhört. Niemals soll sie das herausfinden. Alissa fragt sich, ob nicht sie es war, die auf den Jungen hereinfiel und nicht umgekehrt. Jedenfalls würde sie jetzt gerne das Weite suchen, nur weg von diesem Typen. Doch wohin? Ohnehin käme sie mit ihrem Bein nicht weit, lautlos schon gar nicht und sie mag sich nicht ausmalen, wie peinlich es ihr wäre, ihre Tochter unter diesen Umständen wieder zu sehen. Weiter dasselbe Liebesspiel vortragend, geht der junge Mann dazu über, alle Anspannung aus der Unterhaltung zu nehmen. Dem zweiten Satz einer Sonate gleich, spielt er scheinbar mit seinen Händen auf ihrem Körper ein ruhiges Andante, einen langsam vorgetragenen Satz, der rührselig ihr Herz erweichen soll, wie er Alissas erweichte. Sie will kreischen vor Respektlosigkeit, da schallt als Finale ein schnelles Rondo kreisend um den Baumstamm; dieselbe Leier, derselbe Rhythmus wie gestern im Zelt. Wie sich Alissa dabei fühlen muss, lässt sich kaum erahnen, sogar ihre eigenen Gedanken verweigern schliesslich wortlos Kenntnis vom Treiben zu nehmen.

Alissa fühlt sich verkatert. Ihre geröteten Lider öffnend, verraten ihr die bunten Streifen des Zeltdachs die Ankunft eines nüchternen Morgens. Nur in ihrem Kopf hängt tief der Schleier der späten Stunden. Ihre betrübte Laune macht nur langsam Neuem Platz. Vorsichtig lehnt sie sich vornüber, ihre chronische Bronchitis zuckt durch ihren Brustkorb. Kichernde Kinder auf dem Spielplatz weiter drüben verjagen die letzten Nebelschwaden ihrer dumpfen Gedanken. Kein Albtraum, kein Cello mehr. Nichts nuscht, nichts singt in den Büschen. Nur an den Blumen und dem niedergedrückten Gras mag sie sehen, wo das Haupt ihrer Tochter lag. Dann ist für eine Sekunde ihr Ohr frei von allen Geräuschen. Das ist er, dieser Moment. Alle Möglichkeiten eines milden Tages liegen vor ihr. Niemand erwartet etwas von ihr, auch sie selbst nicht mehr. Und dem zum Trotz verspricht ihr ein warmes Wetter einen Genuss zu gönnen, den andere sich anscheinend verdienen müssen. Aber auch in Alissas Erinnerung fühlte sich keine Belohnung für Geleistetes je besser an, als einfach zu sein, wenn die Sonne scheint und die Stunden zu jung für jede Sünde sind. Gelassen steckt sie sich eine Kippe an, während vor dem Parkbistro übergrosse Schachfiguren geduldig auf ihren ersten Zug heute warten. Sie ignoriert die liebliche Melodie, die regelmässig mit Vibrato wie von innen ihr Trommelfell kitzelt. Ihr Blut pumpt dazu schlagend durchs Ohr und verzerrt den Klang zum Wolfoton. Manchmal läuft es einfach nicht rund. Was für eine Nacht, was für ein Albtraum. Da kann niemand etwas gegensteuern, wenn das Schicksal stolpert, dann hinken wir eben eine Weile mit. Am besten alles akzeptieren, wie es ist. Aufzustehen fällt ihr wie gewöhnlich schwer. Sie hebt ihre Augenbrauen und schaut seufzend umher, doch da ist niemand ausser einem Jungen zu Pferd, gerade alt genug, alleine auszureiten. Weder er noch das Pferd beachten ihre blasse Miene, die Beachtung einfordernd demonstrativ nickt und grüsst, als wäre das hier in der Stadt üblich. Alissa ist entschlossen, sich die erste Morgenstunde nicht betrüben zu lassen und das schafft sie auch. So ein Vormittag, so frisch, so unternehmenslustig macht er – ein Geschmack liegt in der Luft, besser als die erste Hälfte ihrer ersten Zigarette morgens. Der milde Wind schwängert die Hoffnung auf Zufriedenheit zum Versprechen darauf.

Heute ist sie mit ihrem Schwesterchen am Fluss zum Fischen verabredet. Länger her, seit sie überhaupt etwas mit ihr oder sonst wem abgemacht hat. Marie wird nicht erwarten, dass sie tatsächlich angeln kommt. Auf halbem Weg zum Ufer runter stürzt ihr Marie entgegen. Vielmehr keucht sie ihr entgegen, wobei sie den Eindruck einer in die Flucht geschlagenen Taube macht, einer Taube, die schwitzen kann. Schwesterchen, ihre Süsse, was eile sie denn herum, sie komme doch schon. „Oi, Alissa, meine liebe Zeit, die haben da unten jemanden aus dem Wasser gezogen.“ Alissa will die Heranstürmende beschwichtigen. Auch

sich selbst zuliebe, vor Mittag kommt ihr schrilles Gerede nicht besonders. Mariechen solle sich beruhigen, sie mache sich sonst noch in die Hose vor Schreck. „Bitte, lass den Unfug, das ist so tragisch, meine Güte, ich hätte nicht hinschauen sollen.“ Wieder fällt ihr Alissa ins Wort, sie solle sich doch bemühen, einfach mit der Sprache heraus zu rücken. Von dem wilden Gelaber bekomme sie sonst Bauchkrämpfe und dabei glaubte sie, diese Tage gerade hinter sich zu wissen. „Ich hätte nicht meiner Neugier nachgeben dürfen. Bitte, jetzt muss ich das Gesehene irgendwie loswerden und werde auch Bilder schildern, die *du* nicht vergessen wirst. Wie schrecklich, zum Glück für dich bist du zu spät dran, es gibt schon nichts mehr zu sehen, die Polizei hat schon alles abgesperrt.“ Alissa murmelt Unverständliches über Bullen. „Jetzt ist das arme Geschöpf von den Blicken der Neugierigen geschützt, noch in der Dämmerung haben sie ein Zelt über die Leiche gestellt. Ein paar Schritte flussabwärts vom Fischergalgen war ich angeln, schon recht früh, der Wetterumschwung machte sich schon nachts bemerkbar und ich dachte, die beissen heute zeitig. Als die Fischer am Galgen nebenan ihr Netz hochzogen, hörte ich einen abscheulichen Schrei. Er war nicht sehr laut, aber er brach schroff die Stille des Morgengrauens und erschauerte selbst die Vögel in den Bäumen. Als das Echo vom andern Ufer her über mich galoppierte schrak ich ein zweites Mal auf. Ich lief rüber zum kleinen Häusschen, wo die beiden Fischer wie angewurzelt standen. Aber von ihnen war ja keiner verletzt, scheinbar nichts passiert. Da wanderte mein Blick übers dunkle Wasser. Im Netz, im Netz, da hing das arme Geschöpf. Zunächst war nur der Torso sichtbar, lang und weiss, ein kleiner Kopf darauf, mehr Haare als Kopf. Ach Schwesterchen, es wäre gescheiter, ich würde nicht davon erzählen, gar nichts mehr, nichts. Wie schrecklich, entschuldige, ich fange mich gleich. Auch die beiden armen Fischer, mich haben sie vorhin entlassen, aber die beiden werden wohl noch immer von den Polizisten ausgefragt. Komm gehen wir zum Breitenplatz, da sind wir weg von allem hier, weg. Nichts mehr davon, überhaupt erinnert mich das alles ehrlich gesagt an die Geschichte vom Steinkauz, die ich dir neulich erzählte. Also nur den Anfang habe ich dir preisgegeben und das wollen wir jetzt ändern. Zeit haben wir genug bis wir oben ankommen mit deinem lädierten Bein. Bis jetzt weißt du: Eulen geben entgegen ihrem statuenhaften Äusseren vorzügliche Flieger ab. Letztes Mal hat dich nicht nur verwundert, dass sie gut fliegen, sondern wie sie das geradezu lautlos tun. Also zu Hause in Kamerun..“ Ungeduldig fällt ihr Alissa ins Wort, das könne doch jetzt nicht ihr Ernst sein, einfach mittendrin aufzuhören. Was denn nun geschehen sei am Wasser und sie solle aufhören mit diesen Vogelgeschichten, wie oft sie es noch sagen müsse. Also rückt Marie mit der Sprache raus. Ihre Wangen hängen tief und traurig, ihre Augen blicken ernst erstarrt. Ausserdem fügt Alissa zu, habe sie wohl ihre ganze Ausrüstung am Fluss vergessen, nicht einmal ihre Rute habe sie dabei. Ohne ihre Rute könne sie mit ihrer schäbigen Tarnkleidung für eine ganz normale Durchgeknallte gehalten werden. „Gut, ist ja gut, schalt einen Gang zurück, Schwesterchen.

Die Polizei ist sofort gekommen. Doch wie du dir vorstellen kannst, hat sich das Warten nicht wie zehn gemütliche Minuten am Bahnhof angefühlt, nicht das erbittertste Zeittotschlagen fühlt sich ähnlich statisch an. Jeder Augenblick ein schreckliches Bild, das bleibt. Einer der Brüder ging runter zur Leiche. Neben ihm sah sie noch kleiner aus, fast kindlich. Aber ein Kind war es nicht, das..“ Marie schaut Alissa von der Seite schräg in die Augen und setzt nochmals an, „ein Kind war es nicht, das konnte ich sehen. Der eine Fischer beugte sich also ganz nah übers Netz im Wasser, als könne er nicht fassen, was er da sah. Ich fragte mich, wieso ihm nicht übel wurde, er nicht abgestossen schien, wie wenn einer sonst eine Leiche entdeckt. So wird es doch zumindest im Allgemeinen geschildert. Sein Bruder rief ihn in strengem Ton zurück, er solle nichts anfassen. Aber der meinte, sie wären verpflichtet Erste Hilfe zu leisten. Ha, ich sag dir Schwesterchen, ich hab noch nie so bleiche Haut gesehen, in meinem ganzen Leben. Ich schau den Typen also mit gerunzelter Stirn an, etwa so, da brüllte er zum andern runter, er solle sich nicht zum Affen machen und raufkommen, da sei nichts zu helfen. Der Bruder unten drehte sich aber nicht mal um und winkte uns mit einer zögerlichen Geste zu sich. Nein nein, mein Lieber, hab ich da gesagt, ha, ohne mich, sicher schon lange tot in diesem eisigen Wasser, meine Güte, nein nein. Jetzt ging ihn sein Bruder oben scharf an. Hei, ich glaube nach einem halben Jahr hatte ich den hiesigen Dialekt ausgiebiger assimiliert als die beiden, Junge Junge. Wenn einer wahllos Worte flüstern und brüllen gleichzeitig kann, dann dieser Typ. Schwesterchen, hör dir das an, meine Güte, er solle seinen -, seinen Hintern hier rauf schwingen, meinte er. Ich denke, der war der Ältere der Brüder. Du kennst mich, bei mir muss immer was gehen. Ich konnte kaum zusehen, wie die Anspannung stieg und sich die Brüder zerstritten. Zumindest den Lebenden wollte ich noch helfen können. Also klopfte ich dem Älteren auf die Schulter, haha ja einfach so, und sein gefährlicher Blick darauf, oioioi. Ok, dann sollten wir eben runter steigen. Da bedurfte vielleicht jemand unserer Hilfe, auch wenn es nur sein kleiner Bruder war. Verdutzt starrte mich der Ältere an und rief ganz altertümlich seine heilige Mutter an. Ob du's jetzt glaubst oder nicht, da antwortete ich ihm: ja, so heiße ich, klopfte ihm erneut auf die Schulter und stieg auf die Treppe zum Ufer runter. Das glaubst du nicht, wie er mich da ins Visier genommen hat, oioi. Ich nehme an, es waren Italiener. Ihre Namen auch, ich denke der eine hieß Gianni oder Giovanni oder so. Schöne Männer.“

Marie reibt sich die Handflächen, dann den Schweiß aus dem Gesicht und muss dabei die aufkommende Ungeduld Alissas, ob ihrer Ausschweifungen erspähen. „Entschuldige meine Liebe, du stehst nicht auf mein Abschweifen, schon klar. Also kurz und knackig die Leiche war tot, also das haben Leichen ja so an sich. Ich meine, der Person war nicht mehr zu helfen.“ Während dieses letzten Satzes verlangsamt sie sehr, spricht zuletzt zeitlupenhaft und leise. Fast wie ein Kind klingt sie dabei, findet Alissa. Dann setzt sie sich ins Gras neben dem Fussweg, wie sie das häufig tut, einfach irgendwo in eine Rabatte oder was auch

immer, als wüsste sie nicht um die Unzahl an Hunden, die an diesen Stadtwegen ausgeführt werden, um ihr Geschäft zu verrichten. Mit übertrieben aufgerissenen Augen starrt sie ohne Fokus auf den Boden, oder besser gesagt in den Boden, ganz tief, vielleicht sieht sie wieder die helle Haut unten im schwarzen Wasser des nächtlichen Ufers. „Bei der Leiche angekommen, verstummte auch der ältere der Brüder. Ungeduldig war er mir hinterher gestiegen. Der Jüngere indessen wollte kaum Platz machen und versperrte mit seinem Rücken die Sicht und gab diese nur zögerlich frei. Er schien in Mitgefühl aufgelöst, hat sie fast bewundert die Leiche. Tatsächlich glänzte sie hell - berührend, wirklich war, die Haut wirkte seidig im Laternenlicht. Zunächst machte mir dieses Bild einen friedlichen Eindruck. Erst vorhin hab ich mich gefragt, wieso die Leiche nackt angespült wurde, ob sie vielleicht nackt schwimmen war, oder.. Jedenfalls als ich das hübsche Gesicht sah, wurde mir schlagartig übel, speiübel sag ich dir, aber davon hörst du ja auch lieber nichts, dann lass ich das meinetwegen aus. Der Jüngere flüsterte verhalten „da“ und zeigte auf den Bauch. Da waren irgendwelche Schnüre an der Leiche, die nicht zum Fischernetz gehörten. Die Schnüre glänzten ebenfalls, teils metallisch wie Saiten und gehörten unmöglich zum Fischernetz. Gerade eben kam mir in den Sinn, dass sie sich womöglich damit etwas angetan hat, dass sie es selbst tat, dass es kein Unfall war. Ihren Hals konnte ich kaum sehen, nur den schwächtigen Oberkörper und das zarte Gesichtchen, die hellen Augenbrauen und die blonden Locken, in deren Wirbeln sich die Saiten verheddert hatten. Dann schossen oben auf der Strasse auch schon die Blaulichter um die Ecke. Was ist? Was ist denn, Schwesterchen? Weinst du? Ich weiss, es ist eine schreckliche Sache, aber – aber Schwesterchen, ist ja nicht so, dass es.. – oh. Oh, meine Liebe, bestimmt nicht, bestimmt nicht, denk gar nicht erst sowas, meine Süsse. Nein, warte, warte!“

V

Hellorange vielleicht, fades limettengrün, mehr oder weniger raue Brauntöne verbrannter Erde ebenso erhellt wie ein laues Burgunderrot, sicher viele grelle Gelbnuancen von sattem Dottergelb bis purem gelbgold schimmernden Farbenspiels leuchtender Blütenknospen; in diesem Gegenlicht der späten Nachmittagssonne sah sich jedes Wesen erhöht, das sich der Kraft des frischen Frühsommers in den Weg stellte. Nicht der ärmste Streuner, nicht die elendeste Obdachlose, nicht die übelste Zecke dieser gleichmütigen Stadt widerstand dem Sog dieses Lichts. Entsprechend tummelten sich alle denkbaren Gestalten an den Uferpromenaden am begradigten Flussufer herum. Seit Feierabend füllten sich die Schotterwege nochmals sichtlich mit Flanierenden. Kurz darauf versammelte sich die

gesamte Stadt am Ufer; vom tiefst gesunkenen Gesindel bis zum obersten Abschaum. Marie nutzte die Gunst der Stunde, Alissa das Fischen beizubringen, da unter gegebenen Bedingungen mit diesen vielen Leuten ohnehin kaum etwas beisse. Sie stellte sich ans Wasser und ergänzte, sie habe jedoch noch immer einen, zwei rausgezogen. Diese Aussage sollte sich relativieren, und zwar Richtung Null, obwohl sie Marie gut jede Stunde bis Sonnenuntergang wiederholte. Trotzdem fanden die beiden Frauen zunächst Gefallen am Fischen zusammen. Die eine wahrscheinlich, weil sie ihr Wissen weitergeben durfte, die andere, weil sich für sie gemütliche Gesellschaft mit mässig Partizipation verband. Während andere Fischer auf der Promenade in Tarnkleidung zwischen Spaziergängern untertauchten, entblössten Marie und Alissa gleich als erstes ihre runden Bäuche und machten es sich gemütlich. Danach suchten sie nach einer Stelle, an der der Strom beginnt, stiller zu fließen. Ein Vollmond folgte einer Sonnenfinsternis stromabwärts. An einer tiefen Stelle senkte sich der Vollmond über dem Wasserspiegel und steckte eine Kippe an. Ein erster oranger Stern flackerte tanzend in den weichen Wellen. Alissa zeigte sich von Anfang an skeptisch, mit ihr im Schlepptau würden sie bestimmt nichts fangen, Scheisse jede Wette wäre sie darauf eingegangen. Sie streckte Marie vergebens die Hand aus während sie an ihrer Zigarette zog. In einem Weidenkorb führte Marie ihre Köder mit. Gleichgültig ob dem Grinsen Alissas zog sie die erste von fünf Kirschen aus dem Korb und steckte sie an einen Angelhaken. Sie würde nicht auf Friedfische gehen, aber die Döbel hier würden Kirschen lieben. Alissa gab zu bedenken, die Fische seien voller Geräte, kein Mensch würde die essen. Doch Marie schwor auf die unübertroffene Qualität der Döbel als Speisefisch, nur das Pürieren und das Braten in reichlich Öl erfordere etwas Können. Alissa war bislang fern geblieben, wenn Marie allen möglichen Obdachlosen frittierten Fisch servierte. Besonders der Duft ihrer marinierten Egli lockte Dutzende zur Tafel. Die beiden Wahlschwestern lachten viel, doch Marie spürte ihren Hunger gleichsam mit Alissas Durst steigen, spürte, wie deren Laune mit der Sonne sank. Früh schon verabredeten sie sich deshalb auf ein andermal, an dem sie früher, am besten in aller Frühe angeln gehen würden. Marie schlug den Fünften vor, es gäbe nichts zu lachen, für Gewisse unter ihnen zähle der Wochentag, der Kalender noch etwas, ausserdem schlage am Fünften voraussichtlich das Wetter um, sollte also ideal sein dann. Verabredung hin oder her Alissas Stimmung verdunkelte sich wie gewöhnlich mit dem Schwinden des Tageslichts und ihre Deutungen eines jeden beliebigen Gesprächsthemas verzog sie in zynischen Pessimismus, jede erwähnte Person verhöhnnte sie überspitzt zur Karikatur, jede Kritik an ihrem Verhalten wies sie entschieden und aufs Äusserste gekränkt zurück. Der Streiche eines schweren Schicksals zum Trotz, an denen sie sicherlich ihre Komplizenschaft nicht ablehne, habe sie sich verdammt nochmal ein gesundes Gleichgewicht zwischen redlichem Idealismus und, verdammt Scheisse, einem kompromisorientierten Pragmatismus erhalten. Und das über all die Jahre. Kacke, all die Jahre und trotzdem sei eine jede von uns doch

zum allerersten Mal vor die Herausforderungen ihres Alters gestellt. Da helfe auch alle Erfahrung wenig, du seist zum ersten Mal zwanzig, ehe du dich versiehst ebenso zum ersten Mal fünfzig. Diese bescheuerten jungen Leute, die mit dem Finger auf die Älteren zeigten. Doch jetzt forderten sie laut und würden nach mehr Nachhaltigkeit rufen und merkten nicht, wie sie damit ihre eigene Abschaffung, ihre Inexistenz einforderten. Wie inkonsequent sie als Teil unserer Schuld ihre Verantwortung von sich weisten, als würden sie zu Hause nicht weiter auf ihre hungrigen Münder zeigen, erben, ungeduldig in unsere Fussstapfen treten, ihr Hab und Gut verteidigen lernen, wie sie wünschten, ihre Ideale verteidigt zu haben, wenn sie zum ersten Mal fünfzig seien, zum ersten und zum letzten Mal. Fortschritt ersuche keine Zustimmung, Wachstum der Entropie sei eine Einbahnstrasse ohne Wendeplatz, immer weiter und weiter ins Chaos, aber immerhin mit Klimaanlage. Echt jetzt, welche Überheblichkeit notwendig sei, um so selbstgerecht Genügsamkeit zu verlangen, ohne dabei auch Ineffizienz zu meinen, Mensch, ohne die guten Gründe zu sehen, warum wir unsere Gesellschaften zu dem formten, was sie heute seien. Ihre eigene Generation habe nicht mit dem Finger um sich gezeigt, als die abtretende Generation ihnen ihr Werk in ihre Hände gelegt hätte. Verfluchte Naivität, ein Rätsel, wie eine darauf kommen könne, die Gesellschaften würden sich, wenn sie sich grossteils durch die eigene Gewalt über diejenige der restlichen Natur hinaus gestalten, dies auch generell vorsätzlich tun. Wir seien alle getrieben, doch, Kacke noch eins, wie solle denn da in der Summe eine Gesellschaft nicht getrieben sein? Wie wir selbst ein Blatt im Wind unserer Nächsten seien, stelle sich das auch bei den Generationen dar. Hätte sie allen ernstes ihrer Sophia raten sollen, nicht die Welt entdecken zu wollen, nicht zu fliegen, aufs Reisen zu verzichten? Könne jemand wirklich glauben, die Jugend würde ihre Neugier gegen gute Ratschläge eintauschen, besonders wenn die Alten weiter unerschöpflich auf grossem Fuss ihr bestes Leben lebten? Wer solle denn überhaupt einst zu unseren rüstigen Rentnern schauen, wenn wir alle nicht mehr da sind? Verhurte Pisse, wer meine tatsächlich, die Erwachsenen würden ihre geübte Gier gegen Genügsamkeit eintauschen? Ein verdammter Witz sei das doch alles, nein echt, das müsse sie jetzt doch selbst zugeben, wirklich jetzt, das müsse sie doch zugeben können, Kacke. Marie entgegnete tröstlich, Alissa sei nicht umhergereist, habe nie auf grossem Fuss gelebt. Aber bestimmt sei sie umher gekommen, meinte Alissa trotzig, weit herum, vielleicht weiter als sie samt Migration. Woher Marie überhaupt komme wisse sowieso kein Schwein, wohl sie selbst nicht mehr. „Hör auf, stopp. Mein Schwesterchen, hör auf rum zu labern“, entgegnete Marie. „Ich weiss, woher ich komme. Ich weiss, wer ich bin.“ Beleidigt glänzten Alissas Augen, anscheinend ihre Freundin auffordernd, sie aus ihrem Weltschmerz herauszureissen, oder andersrum sie auszunehmen, ihr Leid in ihr auszumerzen, wenn das noch möglich war, ohne zu viele Gefässe ihres Innenlebens zu verletzen. Viele, fuhr Alissa leiser fort, würden im Zuge kürzerer Intervalle an konjunkturellen Gierblasen ihre

Karrierepläne abblasen und auf die Ehe umsatteln, ihre Gattin besteigen, krankes Spiel. Als würde den Leuten dann erst klar, dass ganze Kulturkreise ihre Nahrungsmittelversorgung nicht im geringsten mehr selbst bewältigen können, wenn auf dem frisch einparzellierten Nachbargrundstück die Bauherrschaft gnädig um Nähebaurecht bittet, um noch den letzten Quadratmeter Ackerland zu überbauen. Schande, wie ihre Fische seien die, wie die Döbel, mehret euch, mehret euch bis zum grossen Ende, schön ablaichen. Mit diesen Worten brachte sich Alissa schliesslich selbst zum Schmunzeln.

„Ich komme aus Ngoma bei Doukala. Wo kämen wir denn hin, hätte keine mehr ein Kind? Schnell wäre es vorbei mit jung und alt. Mit was wäre es schnell vorbei? - Genau, mit jung und alt. Wir und unsere Gemeinschaft werden weichen. Anderes wird sich entwickeln, das ist gewiss, lass uns also unsere Galgenfrist geniessen. Im Übrigen ist es möglich nicht rücksichtslos zu reisen. Im richtigen Tempo geht das auch achtsam. Wie geht es auch achtsam? - Genau, im richtigen Tempo. Schau mich nicht so an. Noch fliegen die Mauersegler in ferne Regionen der Erde, sie fliegen in sozialen Verbänden ihrer Generation entsprechend in Juvenile und Adulte unterteilt von meiner Heimat in deine und umgekehrt. Sie folgen dabei nur ihrer Natur und tun das alles ohne nach Achtung, Dominanz oder Weisheit zu streben. Sag doch einfach, wenn du für heute genug hast, nimm vom Brot und wir schauen nächstes Mal, was uns beschert sein wird, obwohl es mich nicht verwundern würde, wenn noch einer beisst.“

Aus den Augenwinkeln erkundigte sich Alissa, ob das ein Scherz gewesen sei, Zynismus oder Predigt, ob sie sich nicht Gewähr wurde, welche Farce sie spielte, indem sie sich diesem Optimismus anbot, diese rhetorische Maske eines reichen, weissen Mannes aufsetzte. Nun, es schien ihr ernst und Alissa war ihre harsche Kritik irgendwann nicht mehr recht. Wenn eine ihre Zuversicht postulierend die Welt erobern soll, dann sie, Marie. Die Kirche schlug blechern acht während Alissa mit ihrem Zeigefingernagel aufs Ziffernblatt ihrer Quartz klopfte. Sie gönnten einander ein versöhnliches Lächeln im Aufheulen eines Porsche 928 V8 oben an der Ampel, wo die Sonnenanbeter über die Fussgängerstreifen nach Hause in ihre mondänen Mietwohnungen schlenderten. Mit einbrechender Dämmerung kehrte der Wind die letzten Düfte aus den Gassen in den Kanal und legte sich gleich danach wieder. Es roch nach Zuckerwattemaschine, gerösteten Mandeln und verliebten Teenagern. Auf der verrosteten Fussgängerbrücke fünfzehn Meter stromaufwärts schenkten junge Mädchen gestohlene Kaugummis den beliebtesten Jungen des Quartiers. Von den grölend weiterziehenden Jungen hinterlassen, funkelten ihre Äuglein aus ihren aufs Geländer gestützten Gesichtern. Ihre leeren Hände strichen klebrig vom Diebesgut über die runden Ösen der kalten Stahlträger.

Gerne hätte Alissa noch über die da oben gesprochen, die alles annehmen, aber nie etwas zurückgeben würden, die parasitär vom guten Willen der Meisten lebten und stehlen durch

haben. Doch sie sagte nichts. Es fühlte sich nicht richtig an. Sie hatte es selbst satt, abermals mit der selben Leier anzukommen. Auf die da draussen wäre sie gern noch gestossen, auf was wir alles noch nicht verstünden und gerade das uns Kraft gebe und nicht unser Wissen, sondern unser Unwissen genährt durch Neugier. Doch sie blieb stumm. Dazu war wahrscheinlich schon alles gesagt heute.

Mutig zeigten sich die ersten Sterne nervös zitternd im gleichmütigen Rattern einer Porter PC-6. Marie suchte im blauen Licht ihren Korb zwischen Bollensteinen. Fallschirmspringer. Den ganzen Tag über waren sie wohl aus dem Flugzeug gesprungen. Mit dem Korb in der linken Hand trat Marie an ihre Fischrute. Flugzeuge. Gross war Alissas Drang, über das arme Afrika zu reden und darüber, wie es ihr Schwesterchen alleine über zwei Kontinente um die halbe Welt in Sicherheit geschafft hatte. Zu Fuss, mit Bus oder wie auch immer. In Sicherheit, hier geschieht keiner etwas. Dagegen über einen unangenehmen, ja desaströsen Flug, hat eine wie sie sich noch nie beklagt. Economy class, krankes Spiel. Alissa hätte zugleich reinen Tisch gemacht und die Schuld ihres Landes, ihrer Nation oder wie auch immer, zugegeben und ihr Mitleid für all diese ungesühnten Ungerechtigkeiten gestanden. Scheiss Raubkunst, scheiss Kunstmuseen; Bastionen des Imperialismus. Doch Alissa schwieg. Ihr Schwesterchen war allein durch zwei Kontinente gereist, um die halbe Welt. Welches Afrika eigentlich? Aus Kamerun, Schwesterchen war aus Kamerun. Von dort hier hin und Alissa selbst war noch kaum je weiter weg, als sie in einem Tag hätte zurücklaufen können. Oder in ein paar Tagen, als sie noch jung und so was wie wanderlustig war. Ok, vielleicht war sie auch weiter weg, aber bestimmt nicht in Zentral- oder Westafrika. Sie nickte stumm. Auch dazu gab es an dem Abend von ihrer Seite nichts mehr beizutragen, sie hatte keine Ahnung von Kamerun. Zum ersten Mal trat ihr diese Einsicht vors Gewissen. Keine Ahnung von Afrika. Ausserdem, dass sie sich nichtsdestotrotz dazu stets eine Meinung anmasste und diese vor Marie zwischendurch mal äusserte. Nie spürte sie den Sand der Savanne in ihren Händen und Haaren, auch nicht den Staub, der davon auf der salzigen Haut übrigbleibt. Nie hatte sie in ihrem einfachen Leben die feuchten Düfte gerochen, den überbordenden Insektengeräuschen tropischer Nächte gelauscht. Sie schwieg und das war richtig so. Ihr Frust löste sich auf, nur ein Gedanke echauffierte sie noch und zwar auf eine gewisse Weise schon immer geschwiegen zu haben. Sich im Gefühl zu suhlen, nie gehört, nie verstanden zu werden, stimmte sie zunehmend melancholisch. Nie kam sie direkt zur Rede, auf eine gewisse Art sei sie nie zu Wort gekommen und Scheisse, Marias Fischbällchen würden vom Flusswasser nach Weichspühler schmecken, wirklich wahr, das würden alle sagen.

„Warte mal, hast du das gehört? Ach nein, war nichts. Dachte schon, das war ne Nachtigall. Ach, diese schönen Wesen, wohl schon tausend Stunden warte ich auf ihren Gesang. Gut, du willst dich wohl mal aufmachen Richtung Zelt. Ich will nur noch die letzte Kirsche

auswerfen, wenn sie nachmittags nicht beissen, dann vielleicht abends. Das kann je nach Wetter variieren, gut möglich, das ich noch einen rauszieh. – Am Breitenplatz oben freuen sich alle ab dem Geschmetter brütender Spatzen, alle lauschen im Park den Amseln. Aber es sind scheue Vögel wie die Nachtigall, die wir so sehr bräuchten, die eine jede so vermisst, wenn sie ihren Gesang einmal gekannt hat. Das, was ein erlebter Tag harmonisch erzählt, findet seine mutigen Anfänge in der Nacht, wo nur wenige zuhören, wenige in Wohlklingendem wachen. – Was machst du da? Hör auf gib sie zurück, sehr komisch!“ Alissa präsentierte Maries rote Kirsche zwischen ihren Lippen, dann sprang sie splitternackt und schrill kreischend in die Flut. Die Spritzer klatschten zurück bis in Maries Gesicht. Diese lachte laut auf. „Du verrücktes Huhn, komm raus da! Was sagst du? So genießt du deine Galgenfrist? Haha, komm raus, du verirrst dich noch unten im Schilf, ha.“

VI

Für Alissa bestehen keine Zweifel, was geschehen ist. Sie kalkuliert nicht, was sie sagen wird, wenn ihr der Zutritt zum Bergungsort verwehrt würde. Es findet sich in ihr überhaupt kein Denkansatz, in bewusst geordneten Strukturen wahrzunehmen. In diesem Moment, wo sie trotz Polyarthritits rennt, rennt, ohne das kleinste Stechen im Sprunggelenk zu spüren, in diesem Moment hat sie das Zweifeln, wie jede Hoffnung und sogar ihre Ängste hinter sich gelassen. Alles Unbewusste hingegen fühlt sich in ihr glatt und klinisch sauber an. Ihre Gefühle wohlgeordnet nimmt sie Kurs flussabwärts zum Fischergalgen, von weit zeigen sich das weisse Zelt und eine Hand voll Gaffer. Ihre Sandalen klatschen portato in punktierten Achteln über die besonnte Pflästerung. Die letzten Schritte zieht sie das Tempo nochmal an. Ihr Hinken ähnelt dabei dem Latschen einer Schülerin, die im Begriff ist, ihren Bus zu verpassen. In den Steinen abgesperrt, zeigen kleine Klebstreifen undeutlich, wo im Netz das Haupt lag. Mit weit aufgehaltene n Händen stürzt sie in den abgesperrten Bereich und wird bevor sie sich Zugang zum Zelt verschafft hat, von einem Beamten zurückgehalten. Ohne den jungen Mann zu Wort kommen zu lassen, spricht sie zu ihm in eindringlicher Weise, fixiert dabei mit ihrem Blick seine Stirn. Ihr Kind, ihr Kind sei da drin, weder Freund noch Helfer vermöge, sie zu trösten. Dass ihr niemand den letzten Blick auf ihr Kind versperre, sei alles, was sie erwarte. Der Mann folgt ihr ins Zelt. Darin stehen bereits drei Männer. Ein weiterer kleingewachsener Streifenpolizist, der im Aufbruch begriffen wirkt, sowie zwei ältere Beamte, wovon der eine korpulent, der andere sowohl korpulent wie auch hochgewachsen an einer Tragebarre steht. In der schwülen Luft thronen die beiden halb zivil gekleideten Männer über der Leiche. Ohne den Kontext würde Alissa diese zwei nie mit dieser Berufsgattung in Verbindung bringen. Schwierig, den Grossen überhaupt in irgend eine

berufliche Kategorie rein zupressen, mit seinen Lackschuhen passt er ihr am ehesten noch ins Bild eines Diplomaten. Doch das lässt sie alles kalt. Ebenso unberührt lassen sie die Blicke. Das einzige, das sie interessiert, liegt still auf der Barre. Nun stören einzelne feine Wellen die klinische, glatte Oberfläche ihrer Gefühlswelt. Einzelne Tropfen fallen in ihrem Innern, setzen sich rasch zu strömendem Regen zusammen, alles rauscht, ihre Sicht verschwimmt. Die Leiche in der Zeltmitte erscheint ihr als blaues Licht. Die Hand des einen Streifenpolizisten auf ihrer Schulter nimmt sie nur marginal wahr. In ihren Ohren saust und knackt es. Es knackt, als würden in ihr Knochen bersten. Es faucht, als würde in diesem Moloch ein loderndes Feuer gelöscht. Ja, Alissa, oder das, was von ihr anwesend ist, bezeugt innerlich, wie in diesem Zelt ein Feuer erlischt. Ihrem trockenen Mund lässt sich kaum eine Silbe erpressen. Ihre Stimme sucht sich stumpf den Weg entlang der hellen Blachen.

„Sophia! Meine Sophia! Das ist mein Kind, da liegt es auf der Barre! Meine blonden Locken, meine feinen Wimpern, mein Herz. Ich weise mich nicht aus, ich stehe nicht in euren Büchern. Meine Nerven, sparen sie sich ihre schroffen Blicke und sie, weichen sie, sie starres Ungetüm und lassen sie mich. Ihr Name ist Sophia Agnes. Lachen sie etwa? Was reden sie da? Machen sie Platz, sie stieres Wesen. Nein, meine Tochter hat ihren Namen nicht gewechselt. Komm, es reicht, geh zur Seite, du Bulle. – Sie ist doch kein Mann! Was redest du da, Mann? Siehst du da etwa einen Mann? Schau, siehst du das? Siehst du das? Schau, jetzt wirst du rot und kommst ins Stieren, was, du armer Teufel. Seh euch einer bloss an, wie ihr nun versteinert da steht, wie die Götzen. Auf die Hörner hättest du eine wie sie genommen, du auch, ihr elenden Geier. Im normalen Leben käme keiner von euch einer wie meiner Tochter so nah, deshalb seit ihr auf Streife und immer als erstes beim Aas. Schert euch, ihr Dämonen, raus, lasst mich um meine einzige Tochter trauern! Nein, weiche, lass mich! Meine Sophia, lass mich Abschied nehmen, Sophie!

Die Kraft zweier Männer war notwendig, die ältere Obdachlose aus dem Zelt zu begleiten. Dazu sahen sich die Polizisten veranlasst, Alissa von der Leiche hochzuheben, wobei diese sich unglücklich an den Saiten am Leichnam festhielt, so dass dieser von der Trage fiel. Keiner der Beamten bestand darauf, die Einzelheiten dieses Vorfalls in den Polizeirapport aufzunehmen. Das eine Obdachlose unter dem Vorwand, die Mutter eines Verstorbenen Intersexuellen zu sein, zu ihnen hereinspaziert, am helllichten Tag, dann nicht nur gegen die recherchierten Personalien des Verstorbenen behauptet, es handle sich um eine Frau, sondern um diesen Sachverhalt zu beweisen, ungeniert in den Schritt des Zweigeschlechtlichen langt, wäre jeder Tinte auf amtlichen Papier zu viel zugemutet gewesen. Durch der Alten obszöne Gesten von einer kollektiven Scham übermannt, liess man sie unter geradezu dilettantischer Aufnahme ihrer Personalangaben laufen. Darüber breitete sich in der Runde anschliessend ein zweites mal Schamgefühl aus. Aufgrund Alissas

Aussage und der behördlichen Identität des Verstorbenen liess sich keine Verwandtschaft der beiden herleiten, weshalb man sich nicht in der Pflicht fühlte, die Geschehnisse in Protokollen zu vermerken oder Vorgesetzten zu unterbreiten. Die Männer halfen einander und hoben den Leichnam in konspirativ zügiger Manier auf die Barre zurück. Angespannt legten sie die stahlummantelten Saiten zurück in den Nacken, zogen sie über den langen dünnen Bauch und verknoteten sie auf der einen Seite in den vielen feinen Schamhaaren, zur anderen in den nassen Locken, möglichst genau so, wie sie zuvor verknotet worden waren. Erleichtert verschnauften sie. Danach rieben sich die Beamten das aufgeweichte Kolophonium der Saiten von den Handflächen und tauschten brüderlich verschweissende Blicke aus. Blicke, die sich vielleicht fragten, wie das so eben passieren konnte. Augenbrauen, die davon sprechen konnten, wie gerne sie diesen Leichensack verschlossen in die Rechtsmedizin abschieben würden und zu Frau und Kind nach Hause gingen, wo ihre Verschwiegenheit nicht mehr auffallen würde als im Obduktionssaal im UG der rechtsmedizinischen Abteilung des Universitätsspitals.

Dieser Tag zeigt sich immer wärmer. Über dem Horizont am Breitenplatz kleben seit Mittag orange Schwaden eines Sandsturms. Sie fanden auf ihrer Odyssee durch die Sahara über den Ozean in den Himmel. Im Zentrum des leeren Platzes schaut ein Mädchen gebannt auf die langen Treppen, ihre Finger in den Lenker ihres Trottinettes gekrallt. Die Stufen sind überfüllt mit Arbeitnehmern, die aus der Altstadt runter zum Bahnhof in den Feierabend schwärmen. Als die Menschenmasse als zähviskoser Tropfen aus Kombi- und Kravattenträgerinnen die letzte Stufe, dann den Boden erreicht, stürzt das Mädchen Hals über Kopf los der Menge entgegen. Indessen ragt mitten auf der Treppe Alissas Gesicht dunkel aus den abebbenden Schulterpolstern. Sie schreitet langsam ohne die Stütze des Handlaufs Stufe um Stufe. Niemand kann sich jetzt noch zwischen sie stellen; ihr Kind und sie. Sie sind eins. In ihrem stoischen Blick breitet sich eine Gelassenheit, sogar eine Zufriedenheit aus. Endlich hatte Alissa sich vor ihrem Kind zu ihm bekannt. Sie war also Cellistin geworden. Eine gute Wahl, mit einem Cello zu leben, in einer solch verschwörerischen Welt. Schritt für Schritt steigt Alissa weiter. Bloss ein bisschen Nasenbluten, bloss ein bisschen Nasenbluten, nichts Wildes. Der warme Tropfen rinnt über ihre Schaufelzähne, die ein entrücktes Lächeln bezeugen. Sophia war zurück zu ihr gekommen. Sie ist da bei ihrer Mutter, nichts und niemand mag dagegen aufwiegen. Ohne zu keuchen, gänzlich stumm biegt sie oben in eine Nebengasse hinter der Ringmauer des spätmittelalterlichen Stadtkerns ab. Erste Regentropfen einer Warmfront fallen schwer aufs Kopfsteinpflaster.

„Sehr weit wandert dein Blick von dort, über ein wenig Gestrüpp, durch viel Staub und Sand. Steigst du über den leicht erhöhten Brückenkopf von den Felsen weg der Savanne entgegen, lockt dich der Wind, der noch mehr austrocknet als die Luft über den leeren Flussbetten. Schon lange will ich dir davon erzählen, so eine komische Geschichte. Willst du dort logiert und verköstigt werden, musst du auch auf Durchreise vom ersten Tag an an Unterhaltsarbeiten des Instituts teilnehmen. Hast du das nötige Geld zusammen, solltest du dort nicht länger als eine Woche warten müssen, bevor du weiterziehen kannst. Du fütterst dort also vom ersten Tag an die Tiere, damit sie *dich* füttern sozusagen. Zuerst reut dich, das ganze Fleisch über Zäune in den Staub zu werfen. Die alten, ausgestaubten Raubkatzen bedanken sich mit ihrem Schwanengesang. Du kannst dort Brustkorb an Brustkorb mit ihnen schlafen und sie schnurren dabei so tief, das ist wirklich berührend. Aber am köstlichsten ist dieser Steinkauz. Vom Brückenkopf aus bei der dritten Baumgruppe sitzt er im ältesten Stamm. Nur zwei, drei Stück führen da draussen noch Saft. Nach kurzem Suchen erspähist du die Eule auf einem der untersten Äste, knorpelig wie ein Geschwür des Gehölzes selbst. Zerzauste Federn, milchige, blinde Augen, zuckende Federohren. Manchmal sitzt sie da, manchmal dort. Du spießt also ein Stück Fleisch auf einen Stock und wedelst damit vor dem Schnabel der blinden Eule herum, bis diese irgendwann zubeisst. Blitzschnell schnappt sie zu. Den einen Tag bleibt sie unauffindbar fern und du nimmst den Eimer Lamm wieder mit zurück. Mit der hereinbrechenden Nacht fliegen die Mücken, aber du bist so erschöpft vom heissen Tag. Verdreht verharrst du im purpurnen Wind. Dein schweissnasser Nacken überragt die letzten Lichter über dem schwarzen Horizont. In den Felswänden rufen dich gespenstisch die Käuze. Diese Bilder, diese Rufe, sie bleiben dir, du müsstest es selbst erlebt haben.“

9.21-1.22, Bern, Cedric